

Die verwitwete Frau Fujiwara hatte außer ihrem Ältesten vier Töchter: Aya-ko, Miya-ko, Kinu-ko, Fuji-ko, diese vier. Der verstorbene Herr Fujiwara hatte einen hohen Posten bei Mitsui Bussan bekleidet und ein Vermögen von nahezu einer Million hinterlassen. Der Sohn hatte die Rechtswissenschaften studiert, die Prüfungen abgelegt und hatte jetzt, dank der Beziehungen des Vaters, einen Posten an der Mitsui-Bank. Da war also alles in bester Ordnung. Die andere Frage aber, worüber sich die Witwe zuweilen Gedanken machte, war, die vier Töchter an die rechten Männer zu bringen.

Aya hatte an der Tigertor-Frauenschule ihr Studium absolviert; Miya hatte die Miwada-Frauenschule durchlaufen. Kinu und Fuji waren zusammen in Shiba-Shirokane im Sacré coeur gewesen.

Über das Heiraten der Töchter hatte die Witwe ziemlich fortschrittliche Anschauungen. Sie war seinerzeit, gleich nach ihrer Hochzeit, mit ihrem Manne nach San Franzisko übersiedelt, da dieser von der Firma an die dortige Zweigniederlassung berufen worden war, und hatte drei, vier Jahre in Amerika gelebt. Sie pries in ihrem Herzen, wie man dort heiratete, nach längerem vorherigen Kennenlernen, aus Liebe, (wie man sagt) aus freier Wahl; kurz, die Sitte der Liebesheirat (wie sie in Amerika und Europa besteht) fand sie gut.

Auch Aya, die Älteste, dachte genau wie die Mutter. Wenn die Rede darauf kam, daß doch (wie im Osten die Sitte ist) Personen, die bei der Familie aus und ein gingen, die Vermittlung der Heirat übernehmen mußten, konnte Aya leicht aufgebracht werden.

„Solch ein Unsinn!“ sagte sie dann; „derart Katz und Maus mit einem spielen! Einen Menschen, den ich nicht ein einziges Mal getroffen, den heiraten! Ich wenigstens muß mindestens zwei drei Monate vorher mit ihm Verkehr haben und dann muß *er*, der mich will, *mir* den Antrag machen“.

Unstreitig war Aya schön: das schmale Oval ihres Gesichtes — daß der Mund ein wenig spitz schien, war vielleicht ein Mangel — aber der helle Teint, die schönen Augen — unter den vier Schwestern war sie es, die zu allererst die Blicke auf sich zog.

Als Aya einundzwanzig, Miya, ihre nächstjüngere Schwester, neunzehn geworden, lernte sie — es war im Februar dieses Jahres — einen jungen Mann kennen. Er war der Sohn des früheren Hofmarschallamts-Ministers, des Baron Kawamura, ein Studiengenosse ihres Bruders Shinichi. Beide hatten zusammen das Erste Obergymnasium (Tokio) besucht. Leicht gebräunt war sein Teint; übrigen war er eine freundliche ruhige Natur.

Kawamura wartete draußen. Er wartete zwanzig Minuten; es wurden dreißig. Aya schien den draußen Stehenden gänzlich vergessen zu haben; denn sie ließ sich jetzt vom Verkäufer drinnen jedes einzelne Parfüm-Fläschchen herunterreichen, drehte und wendete es und betrachtete es in den Händen. Kawamura fand die Sache ein wenig langstielig. Er wurde zuletzt ein wenig kribbelig. Nun, sie kam, und sie gingen von dort ins „Eskimo“.

„Die Shimbashi-Beauty's hier schmecken ganz ausgezeichnet,“ sagte sie, „wollen wir welche essen?“ Ehe Kawamura ja oder nein sagte, bestellte sie schon beim Kellner Portionen für zwei. Kawamura fand das Zeug viel zu süß. Die Kehle war ihm trocken, und er verlangte ein Sodawasser. Sie gingen; Kawamura war ein wenig nicht mehr recht bei Stimmung.

Etwa fünf Tage später rief Aya Kawamura in der Firma an. Sie wollte, daß er mit ihr ins Lichtspielhaus Hogakuza gehe. Kawamura hatte nun gerade sich vorgenommen, zu einem Abschiedessen zu gehen, das zu Ehren eines auf Inspektionsreise nach Korea und Mandschurei gehenden höheren Beamten der Firma gegeben wurde. Er hätte auch eigentlich hingehen müssen; allein auf Aya's Anrufen hin ließ er die Sache sein und fand sich, so wie ausgemacht worden, auf der Lustigen Brücke (Yurakubashi) ein. Bestimmt 6 Uhr, hatte sie im Fernsprecher gesagt. Kawamura aß in der Ginza ein wenig zu Abend und war 10 Minuten vor 6 Uhr auf der Brücke und wartete.

Nun, auf ein schönes, junges, weibliches Wesen wartete man ja ganz gerne. Kawamura, so recht im Gefühl, ein moderner junger Mann zu sein, schlenderte, seinen schönen Spazierstock in der Hand, auf und ab und wartete. Es wurde sechs; wer nicht da war, war Aya. Fünf Minuten oder auch zehn kommt man ja leicht zu spät. Eine junge Dame ist mit Vorbereitungen und dergleichen auch nicht so rasch fertig wie wir, dachte der Wartende und ließ sich nicht draus bringen. Zwanzig nach sechs zeigte die Uhr, und ihm wurde das allmählich doch etwas zu lange. Es war unterdes ganz Nacht geworden; vom Lichtspielhaus her hörte man die Musik; die Abendvorstellung hatte begonnen. Es kam ein Liebespaar vorbei, das offenbar auch dorthin ging. Es kamen weiß nicht wieviele. Der Wartende wurde ungeduldig. Es wurde sechs Uhr vierzig. Aya's Gestalt ließ sich immer noch nicht erblicken. Kawamura wußte nicht mehr, wie oft er nun schon auf der Brücke hin und hergegangen war. Es wurde sieben; es war nicht zu sagen, in wieviele Autos, die über die Brücke kamen, er schon hineingesehen hatte; aber keines machte auch nur

den Anschein, halten zu wollen; alle rasten vorüber. Es war jetzt schon zehn Minuten nach sieben. Kawamura hieb mit seinem Stock zehn, zwölf, vierzehn Male durch die Luft. „Woher nimmt das Mädchen das Recht, den jungen Mann so hinzuhalten! Einerlei, wer man auch ist, man läßt einander nicht warten. Man tut es nicht; auch wenn man ein Mädchen ist, ein schönes Mädchen, läßt man einen, den man ein wenig gern hat, nicht warten. Man tut das nicht. Und wenn man es tut, weiß man, daß das schlimmer als ist die Hölle“.

„Daß sie auch gar kein Mitgefühl, keine Einsicht hat, das macht mich vervös. Der nächste Köter mag sie anfallen“, dachte er, „das geschähe ihr recht“. Er hatte sich vorgenommen, wenn sieben Uhr vorbei sei, wolle er nach Hause gehen, nachdem er doch über eine Stunde gewartet habe. Aber als es sieben vorbei war, sagte er sich: „Nun habe ich bis jetzt gewartet, man muß die Sache auch nicht so tragisch nehmen“, und er blieb.

Zwei Minuten nach halb acht tauchte von der Ginza her jemand wie sie auf; als die Gestalt näher kam und sie über die Brücke schritt und er den leisen Laut der Filzsohlen hörte, wußte er, daß sie es war.

„Verzeih, du wirst wohl gewartet haben!“ „Natürlich“, dachte er. Das schnürte ihm vollends die Kehle zu, und er antwortete nicht. „Bist du mir böse? Aber ich hab' beim Coiffeur warten müssen. Ausgerechnet sieben Personen waren da. Die warteten alle. Da entschuldigst du doch bitte.“ Kawamura mußte wohl oder über einsehen, daß es nicht anging, den Beleidigten zu spielen. Er lächelte ein wenig und nickte. — Aber dann nachher beim Film im Lichtspielhaus hatte er auch nicht den geringsten Spaß.

Etwa einen halben Monat später kam Kawamura zu Aya's Haus zu Besuch. Aya plauderte mit ihm im Empfangszimmer. Miya, die nächstjüngere Schwester, übte nebenan Klavier. Sie merkte deshalb nicht, daß jemand gekommen war, und kam nach ihrem Üben ahnungslos herein. „Ach, Entschuldigung! ich wußte nicht, daß jemand da ist“, sagte sie, Kawamura erblickend, und wollte bestürzt wieder zurück. „Aber liebe Miya, komm doch! Ich stelle vor. Das ist Herr Kawamura. Das ist Miya, die Schwester, die nach mir kommt.“ Kawamura fand sie etwas dunkler als Aya, aber irgendwie springlebensfähig; die ganze Art und Gestalt der jüngeren Schwester, die noch immer die Tracht der Studierenden des Lyzeums trug, gefiel ihm.

„Willst du dich nicht zu uns setzen!“ sagte Aya. Miya zögerte einen Augenblick und ließ sich dann in einen der Ledersessel neben der Schwester nieder. Tee und Apfelsinen wurden gebracht. „Bitte“, sagte Aya, und nahm eine, schälte sie und aß. Kawamura nahm als Erstes Tee. Miya hatte wie ihre Schwester eine Apfelsine genommen, hatte, sie mit einer Papierserviette haltend, geschält und das Weiße entfernt. Ohne ein Wort zu sagen, stellte sie sie jetzt auf einem kleinen Tellerchen vor den Gast. „Jetzt verkehre ich doch schon“, mußte Kawamura plötzlich denken, „über zwei Monate mit Aya; aber ist es ein einzig Mal vorgekommen, daß sie so

für mich gedacht hat?“ „Vielen Dank“, sagte er, und aß die von Miya geschälte Frucht. So frisch schmeckte sie. Wie gerade vom Baum herunter.

Als er wieder ging, kamen die beiden mit ihm in den Flur. Aya schwatzte irgend etwas. Miya half ihm in den Mantel, und als er Mühe hatte in die Schuhe hineinzukommen, sagte sie: „Hier ist ein Schuhlöffel.“ „Vielen Dank!“ sagte er, „es geht aber auch so.“ „Auf Wiedersehen!“ sagte er, nachdem er die Schuhe angezogen hatte, und ging.

Aya telefonierte ihn in der Folge zwei-, dreimal an: aber jedesmal paßte es ihm nicht, wie er sagte, und er kam nicht mit ihr zusammen.

Etwa zwei Monate waren vergangen. Shinichi, der Älteste, kommt eines Abends spät nach Hause und findet seine Mutter noch allein auf. „Mutter“, sagt er, „Kawamura sagt, er will Miya zur Frau.“—„Nicht Aya?“ „Nein, Miya.“—„Aber die beiden haben sich ja überhaupt kaum einmal gesehen.“ „Ja, aber da ist nichts zu machen; er will sie halt.“—„So? . . .“ „Er sagt, es sei vielleicht ein wenig merkwürdig, daß er mit Aya verkehrt habe und jetzt Miya wolle; aber er möchte eben Miya. Nur täte es ihm leid, wenn dadurch das Verhältnis zwischen den beiden Schwestern getrübt würde; wenn das sei, müsse er verzichten. Aber wenn es Aya nichts machen würde, möchte er Miya haben,“ sagt er. „So—Schön, so oder so; aber was wird Aya dazu sagen? und was vollends Miya?“—Andern Tags besprach sie die Sache mit den Töchtern, Aya verzog keine Miene. „So,“ sagte sie, „gut! Er weiß auch immer nicht recht, was er will—das ist auch nichts für mich. Immerhin, wenn er es ist und Miya nimmt ihn, ausgezeichnet!“—Als Miya die Sache von der Mutter hörte, sagte sie: „Ja, war denn gar nichts mit Aya?“—„Aya sagt nein; es scheint doch nichts gewesen zu sein.“—„So? ja dann möchte ich doch noch einmal eine Nacht darüber schlafen.“ Andern Tags gab sie der Mutter ihre Zustimmung.

„Das ist tapfer“, sagte Aya, „nur ein Mal hat sie ihn gesehen und geht gleich darauf ein, ihn zu heiraten.“ In diesen Worten lag allerlei, vielleicht nicht sehr Freundliches.

Miya aber, als ob es kein Problem dabei gäbe, machte lustig und vergnügt Hochzeit. Aya ließ sich mindestens äußerlich nicht das Geringste anmerken und nahm an der Hochzeit teil, also ob nichts gewesen wäre. Sie ging nach Miya's Hochzeit wie vordem reichlich aus; sie brannte darauf jemanden zu gewahren, der sie heiratete; allein sie schien keinen zu finden. Sie ging öfters einmal ins Imperial-Hotel zu Tee mit Tanz.

Im Jahre, da sie zweiundzwanzig wurde, im vierten Monat, machte sie die Bekanntschaft eines jungen Herrn namens Senoo. Der Vater, im Mitsui-Konzern tätig, hatte, als Aya's Vater noch lebte, viel mit diesem verkehrt. Die Familien kannten sich. Senoo war ein hübscher junger Mann; er hatte etwas von der Art Fujiwara Yoshie's.\*) Sie besuchten miteinander Konzerte; sie gingen zu Rugby-Wettkämpfen. Im Laufe von etwa zwei Wochen war es so, daß Aya sich von Senoo angezogen fühlte.

---

\*) des bekannten Tenors



Wenn sie an einem Tag einmal nicht mit ihm zusammengewesen war, fehlte ihr etwas. Jeden Tag auch sprach sie einmal durch den Fernsprecher zu ihm in die Firma.

In der Mittagspause spielte Senoo im Erholungszimmer des Geschäfts Schach. „Man wünscht sie am Fernsprecher. Fräulein Fujikawa.“ Senoo's König war gerade im Schach. Grund genug, etwas in Spannung zu sein. Der Fernsprecher war zehn *Ken* weit weg. „Augenblick! ich komme gleich“, sagte Senoo, und schützte durch die „Silber“-Figur den König. Und vergaß Aya's Anrufen. „Man wünscht Sie bitte am Fernsprecher“, drängte der Diener. „Danke, ich weiß es.“ — „Geben Sie die Partie nur auf und gehen Sie rasch ans Telefon! Männlich sterben! geben Sie's auf! — (Man ruft sie ja noch!)“ — „Ewige Störung! Seien Sie nur still!“ sagte Senoo aufgebracht. Diese Telefoniererei empfand er etwas als Störung. Er sagte zum Diener hin: „Können Sie nicht sagen, daß Senoo nicht da ist?“ „Das wäre,“ sagte, der mit ihm spielte, grimmig lächelnd, „Schach lieber als die Liebe!“

Gleichwohl verkehrte Senoo weiter mit Aya. Es gingen etwa zwei Monate dahin. Aya wartete immer, daß Senoo doch wenigstens ein wenig wärmer würde in seiner Liebe. Aber sie mochten beide allein, auch an noch so dunklem Platze gehen, nie berührte er auch nur ihre Fingerspitzen. Eines Abends, als sie in der Ginza gingen, kamen zwei in gleich crêmemfarbene Blusen gekleidete junge Damen vorüber; Aya erblickend schossen sie vorüber, brachen in ein Gelächter aus und wollten davon. „Kinu! Kinu!“, wendete Aya sich um und rief die beiden, daß sie hielten. „Wer ist es?“ sagte Senoo. „Meine Schwestern.“ Senoo lachte freundlich, ging mit zu ihnen hin. Er sah sie, und sie beide dünkten ihm schön. Besonders die ältere von ihnen mit ihren schönen Beinen in beigefarbenen Strümpfen schien ihm bezaubernd.

Sie gingen alle zusammen nach Shiseidô, Tee zu trinken. Aya redete immerzu allein. Kinu schien von der Schwester völlig verschieden: sie war stille.

Von da ab trafen sich Senoo und Aya immer seltener. Ein zwei Mal telefonierte sie nach ihm in die Firma. Sie gingen dann etwa zusammen in die Ginza, nahmen ihren Tee ein; dann verabschiedete sich Senoo höflich von ihr. Aya fühlte deutlich, daß er kühl wurde. Und sie, die nun einmal die Überlegene sein wollte, bezwang ihr eigenes Herz und tilgte allmählich diesen Senoo aus ihrem Gedächtnis.

Es war etwa Mitte Herbst dieses Jahres. Ein Herr Sakuma, auch er ein Freund des verstorbenen Fujikawa, auch er im Handel tätig, besuchte mit einem Male die Witwe Fujikawa.

„Ihre eine Fräulein Tochter,“ sagte er unter anderem, „welche ist es doch? die zweite oder die dritte? die so schön groß gewachsen ist?“

„Kinu?“

„Ja, ja, Kinu. Die ist es. Verzeihung, wenn ich so offen spreche—jemand möchte sie unbedingt haben, aber...“

—„Was sie auch sagen! Ja—aber sie ist ja erst neunzehn, und da ist doch die Älteste, die. . .“

„Ja, aber wo es sich um eine solche Verbindung handelt, da kann sie ja wohl die Älteste sein, aber daß diese dann unbedingt erst an die Reihe kommen müßte, das ist doch wohl nicht not?“

„Ja natürlich, so muß man auch wieder sagen. Und wenn sich etwas Geeignetes findet, kann man natürlich nicht nein sagen.“ —

„Ja, wovon ich reden möchte, ist, denke ich, eine ausgezeichnete Verbindung. Sie sind ja gut bekannt mit dem (alten) Herrn Senoo? Dessen Sohn Jun-ichi ist es.“

„So?“ sagte Frau Fujikawa und hätte beinahe lauthals ihrem Erstaunen Luft gegeben.

„Ja, er; er hat Kinu irgend einmal gesehen und will sie unbedingt haben!“

„Ja, wenn es gerade Senoo ist, der ist ja sehr wohl bekannt mit den jungen Damen.“ —

„So? Ja, paßt es denn nicht ausgezeichnet—wo er die Damen doch so gut kennt?! Hahahaha“ lachte Herr Sakuma laut heraus, als ob damit jetzt keine Verhandlung weiter mehr nötig sei.

Die Mutter rief zuerst Aya, bevor sie mit Kinu sprach. „Warst du nicht in letzter Zeit öfters mit Herrn Senoo zusammen?“ — „Ja, ja aber. . .“ — „Was ist?“ — „Gar nichts. Nur, er ist nimmer ganz so.“ — „Und verlobt? versprochen oder so? nichts?“ — „Natürlich nicht. Wieso? Warum fragst du?“ — „Ja, um zu sagen, wie es ist: weil nämlich Herr Senoo Kinu möchte.“ „O weh!“ sagte Aya und wechselte die Farbe. „Heute war Herr Sakuma da,“ sagte die Mutter, „und erklärte, der, für den er spreche, möchte keine andere als Kinu. Ich wollte aber erst dich hören. Wenn du nichts dagegen hast, spreche ich mit Kinu.“ Aya biß sich auf die Lippen. Sie schwieg lange. „Gut, auch gut. Von mir aus — ausgezeichnet,“ brachte sie kurz heraus, und ihre Stimme zitterte. — „Ja, aber wie soll man das verstehen, daß er sich nicht entschließen wollte, dich zu nehmen?“ Aya schien etwas sagen zu wollen. Sie hielt an sich. Sie erwiderte nichts.

Als Kinu Hochzeit machte, hatte Aya, wie sie sagte, Migräne, und das schon vom frühen Morgen an; sie konnte darum unmöglich teilnehmen. „Ich wenigstens,“ äußerte sie dann hochgemut, „mache nicht Hochzeit, wenn wir uns vorher nicht oft gesehen haben und uns lieben und der Mann an mich herantritt mit der Bitte. . .“ Sie war ja auch zudem die Schönste von allen.

Aber seitdem die beiden Schwestern die Ehe eingegangen hatten, gebrauchte sie mehr Puder als zuvor, trug sich prächtiger als die beiden verheirateten Schwestern, ging aus, gekleidet wie die jüngste erst achtzehnjährige Schwester in rotpurpurnem Übergewand mit goldenen Wellenstreifen oder in sonst leuchtenden lodernden Farben.

(Schluß folgt.)

# LIEBESHEIRATSSITTE

菊地寛の戀愛結婚制度

NOVELLE von KIKUCHI KAN übertragen von HERMANN BOHNER.

(Alle Rechte vorbehalten)

(Schluß)

(Inhalt des in No. 44 erschienenen Teils)

Frau Fujikawa\*, aus begüterten Kaufmannskreisen, hat außer einem Sohn 4 Töchter, deren Älteste Aya-ko in Bezug auf Heirat völlig „westliche“ d.h. amerikanische Anschauungen hat. Die übliche Ehevermittlung durch Eltern oder Bekannte lehnt sie schroff ab.

Viel Erfolg scheinen ihr ihre Anschauungen nicht zu bringen. Der erste von ihr in Aussicht genommene Verehrer, ein Herr Kawamura, geht zwar mit ihr aus, heiratet aber dann ihre jüngere Schwester Miyako. Auch eine zweite Bekanntschaft mit einem jungen Herrn Senoo endet nicht besser. Er heiratet die bescheidenere Schwester Kinuko.

„Aber seitdem die beiden Schwestern die Ehe eingegangen hatten, gebrauchte sie mehr Puder als zuvor, trug sich prächtiger als die beiden verheirateten Schwestern, ging aus, gekleidet wie die jüngste erst achtzehnjährige Schwester in rotpurpurnem Übergewand mit goldenen Wellenstreifen oder in sonst leuchtenden lodernden Farben). (Redaktionsauschuß).

Nach und nach fand sie Freundinnen. Das eine Mal wurde sie mit Frau Satake bekannt, die vordem Schauspielerin gewesen, jetzt im Musikalischen sich bewegte, und die, so sagt man, von einem Graf Soundso eine monatliche Gage erhielt. Sie lernte Saito Namiko, die berühmte Schönheit, kennen. Sie sah und traf andere. Sie ging jetzt nicht nur ins Imperial zum Tanz; es kam dahin, daß sie selbst in die ja nicht gerade in besonders hohem Rufe stehenden „Tanzhallen“ sich aufmachte. Sie fand sich dann immer umgeben von Herrn in mittleren Jahren, die auch nicht besonders edel waren, oder Studenten von der Keiô-Universität u.a. bemühten sich um sie. Frau Fujikawa\*, die Mutter, machte sich leise Sorgen um Aya. „Liebes Kind,“ sagte sie, „Verkehr ist ja ganz gut. Aber wenn nun einmal zehn Uhr vorbei ist, sollte ein junges Mädchen nicht mehr so allein irgendwo spazieren gehen. Auch rufen in letzter Zeit so viel verschiedene weiß welche Herren an“. Als die Mutter so sprach, erwiderte die Tochter, wie wenn das nichts wäre: „Keine Sorge, Mutter, das ist alles in bester Ordnung. Ich wenigstens lasse mich bestimmt nicht mit irgend einem ein, der mich nicht heiraten will und kann.“ „Ja dann, wenn du so meinst, ist es ja gut; aber...“ Frau Fujikawa behielt ihre weiteren Worte für sich.

Aya wurde dreiundzwanzig. Aus dem Kreise der Familienverwandschaft kamen Heiratsanträge. Aya, stolz, lehnte rundweg ab. „Nein wirklich! Mit einem, den ich nicht ein einzig Mal getroffen, mich verheiraten? Ja wenn man vordem verkehrt hätte, wenn man im gegenseitigen Verstehenlernen sich geeint hätte, ja dann...aber.“

Die beiden verheirateten Schwestern lebten im Glücke. Miya hatte

---

\* Durch eine Versehen ist in No. 45 Fujiwara gesagt; es muß Fujikawa heißen.

vergangenes Jahr ein allerliebstes Kindchen geboren. Sie kam jetzt mit ihrem Kinde jede Woche etwa einmal zu dem Hause der Mutter. Kam Aya dazu, so tat sie wohl kühl und gelassen; aber daß ihr Inneres davon nicht wenig betroffen war, ließ sich doch nicht verbergen. „So schnell Kinder kriegen möchte ich auch nicht“, sagte sie dann, „und mit dreißig mich schon immer nur um Windeln kümmern, möchte ich erst recht nicht.“ Darauf sagte Miya gar nichts. Sie lächelte nur und strahlte im Glücke.

In einer Nebengasse der Ginza war das Café Lion. Es fand sich dort eine Gesellschaft zusammen, die aus allen möglichen etwas eigenartigen oder gar zweifelhaften Männern und aus „modern girls“ bestand. Nicht lange, so war Aya auch ein Glied dieser Gesellschaft geworden. Allerlei junge Gents lernte sie dort kennen. Unter denen, die dort verkehrten, waren diejenigen Herren, auf die man etwas geben mochte, alle schon verheiratet. Die unverheirateten jungen Herren dagegen waren zwar im Äußeren vollendet chic, immer bis aufs letzte nach der neuesten Mode gekleidet; aber im übrigen war es eine leichtfertige unverlässliche Bande; wenigstens die allermeisten von ihnen. Sie schwärmten um Aya her: sie rissen sich um sie. Aber keiner unter ihnen hielt etwa einen Vergleich mit dem einen oder andern der Gatten der beiden Schwestern aus. Aya wollte aber auf jeden Fall keinen nehmen, der geringer wäre, und so wußte sie sich das ganze Getue der jungen Herrn oder der mehr nur vom Trieb beherrschten älteren geschickt fern zu halten. Fast ein Jahr verging. Aya hätte so gern jemanden gefunden. Aber sie fand keinen. Sie war jetzt vierundzwanzig geworden. Ihre jüngste Schwester Fuji war neunzehn.

Fuji war unter allen vier Schwestern diejenige, die wohl am wenigsten den Blick auf sich zog. Ihre Augen aber hatten eine Anmut, wie sie nur etwa die Kollin Moore's haben. Unter den Schwestern war sie ferner die begabteste und die fröhlichste.

Im Neujahrsmond dieses Jahres gingen die Schwestern ins Lustspielhaus, die Frühlingsposse zu sehen. Aya und ihre Schwester hatten Plätze (Stühle) im Parterre. Plötzlich, gerade ehe der Vorhang aufging, sah Aya gerade noch, wie ihre Schwester einem jungen vornehmen Herrn, der in der Nähe saß, mit den Augen... ja, ob das nun ein Wink war oder nicht, jedenfalls hatten sich die Blicke der beiden begegnet. In der Folge lenkte Aya, die das bemerkt hatte oder bemerkt zu haben glaubte, ihre Blicke oftmals von der Bühne ab und nach der Schwester hin. Und siehe da, die Schwester blickte sachte nach dem Herrn hin. Natürlich blickte dieser auch wieder zu ihr hin. Die Gesichter konnte man nicht recht sehen, aber es gehörte nicht viel Einbildungskraft dazu, um zu wissen, daß sich die beiden freundlich zulächelten.

Aya hatte Fuji gebeten gehabt, die Eintrittskarten für sie beide zu besorgen. Dabei hatte Fuji — wie Aya sogleich schloß — für den Herrn die Karte mitbesorgt.

Der Vorhang fiel. Pause. Alles stand auf. Als der junge Herr beim



Herausgehen gerade gleich weit vor wie die Schwestern gekommen war, sagte Fuji, als ob sie ihn zum ersten Mal bemerke, und wie verschämt zu ihrer Schwester: „Ach Aya! Der Herr hier — ist der ältere Bruder meiner Freundin Suyama. Zufällig saß er ganz in der Nähe.“ — „Ach der tausend! Wer konnte das auch wissen?!“ sagte Aya und grüßte. Es tat ihr wohl, dem Trick der Schwester so auf die Spur gekommen zu sein, und das machte sie, die schon nahe an Neid und Eifersucht gewesen, wieder sanft und friedvoll. „Ach, Aya, wollen wir nicht zusammen Tee trinken gehen?“ sagte Fuji. „So“, sagte Aya, „gut denn!“

Die Drei brachen zusammen auf mitten durchs Gedränge der Halle und gingen ins Theater-Restaurant. Fuji ging immer dicht neben dem jungen vornehmen Mann; Aya ein paar Schritte hinterher. Vorhin als sie, Aya, ihm gerade gegenüber gestanden hatte, hatte er auf sie einen so ausgezeichneten Eindruck gemacht; er hatte ihr richtig imponiert. Wahrscheinlich war er etwa zweiunddreißig. Er war leicht gebräunt; hatte große Augen, besaß solch eine Liebenswürdigkeit. Die europäische Kleidung stand ihm so gut; man sah, er war sie zu tragen gewöhnt, kurz in jeder Hinsicht war er, wie er sein sollte. Die Männer der Schwestern hielten mit ihm den Vergleich nicht aus.

Als sie im Restaurant sich um den Tisch herum gesetzt hatten, nahm der junge Mann aus seiner Brieftasche eine Visitenkarte und legte sie vor Aya. „Ich bin der hier“, sagte er. Aya nahm die Karte hoch und las. „Suyama Kensuke, Legationssekretär“, stand da. Aya hüpfte das Herz in der Brust. Solch ein Mann! Ein prächtiger Mensch! solch einer war ihr in all der Zeit noch nicht vorgekommen. Sie, in all den Jahren, hatte so viele gesucht, sie hatte sich fast irre gelaufen darüber, und noch hatte sie keinen begegnet, der auch nur ein wenig zu ihr gepaßt hätte: das Schwesterchen aber — ja wie kam denn die dazu, ohne überhaupt etwas dazu zu tun, mit solch einem prächtigen Menschen nahe bekannt zu werden? „Sie halten sich zur Zeit in Japan auf?“ fragte Aya. „Ja. Bis Oktober letzten Jahres war ich in Moskau, vom April dieses Jahres ab muß ich wahrscheinlich in Frankreich sein.“

„Beneidenswert. Ich habe immer gedacht, wenigstens einmal im Leben möchte ich nach Frankreich gehen.“

„Dann kommen Sie nur bitte! Wenn ich einmal zwei drei Jahre drüben bin — über Sibirien wird es dann noch besser und bequemer gehen — dann kommen Sie bitte mit Fuji zusammen.“

„Das ist schon ausgemacht“, sagte Fuji; mit Tomi-ko zusammen im Klavierunterricht haben wir es ausgemacht“. Fuji war für Klavier begabt. Mit Suyama's jüngerer Schwester Tomi zusammen war sie Schülerin von Herrn Roranjū.

„Ha, ha ha. Ja, da müssen Sie unter allen Umständen kommen. Da müssen wir dann in einer etwas größeren Pension für Quartier sorgen.“

„Sie sind noch nicht verheiratet?“ fragte Aya. Die schöne Aya, solch eine stattliche Erscheinung! Es war einer ihrer schönsten Träume, einmal



die Gattin eines höheren Beamten des auswärtigen Dienstes zu sein.

„Natürlich nicht“, sagte er. „Immerhin bin ich jetzt wieder ins Vaterland zurückgekommen und habe Gelegenheit, und, wenn es diesmal nicht gehen sollte, ja dann geht es eben nicht. Nur die Mutter läßt nicht ab, es ginge nicht anders, ich müsse....“

„Die Pariserinnen sollen ja so aufregend schön sein. Wollen Sie nicht dort eine nehmen?“ sagte Fuji spaßhaft.

„Fällt mir ein. Ich will nicht mein Leben lang meine Miso-Suppe und meinen gebackenen Fisch mit Reis und Tee (*Chazuke*) missen. Denn das muß man doch, wenn man eine andere, aus dem Westen, zur Frau hat.“

„Ist es da nicht das beste, Sie nehmen sich gleich eine Frau mit?“ sagte Aya fragend.

„Ja! ?!“ sagte er, „aber....“

„Aber Aya“, sagte Fuji dazwischen, „da braucht sich niemand Gedanken deswegen zu machen. Da sind noch genug da.“ Fuji hatte das sehr freundlich gesagt; aber Aya wurmte irgend etwas. Sie hätte gern gewußt, wie denn Fuji und Suyama zu einander stünden, wie weit sich denn kannten. — Ja, wie weit? Das regte sie auf.

Es läutete, anzuzeigen, daß das nächste Spiel beginne. Die drei standen auf. Fuji sagte: „Einen Augenblick bitte“, und ging, sich die Hände zu waschen. Aya dachte, das ist eine gute Gelegenheit. „Verzeihen Sie die Frage“, sagte sie, „aber tanzen Sie vielleicht?“ — „Gewiß“. Wollen wir nicht einmal zusammen gehen?“ „Mit Vergnügen.“ — „Übermorgen ist im Imperial Tee mit Tanz: wie wäre das?“ „Recht schön. Wo darf ich auf Sie warten?“ „Könnte ich vielleicht vorher telefonieren, wo?“ „Ja, bitte. Sagen Sie Auswärtiges Amt. Nachrichtendienst, Suyama“. „Dann telefoniere ich“. In dem Augenblick kam Fuji zurück, und Aya verstummte.

Während sie das Schauspiel sah, mußte Aya immerfort so denken: „Das ist er, der Eine, den ich immerfort gesucht habe. Das ist kein Zweifel. Nur: Wie steht er zu Fuji?! Wer das wüßte? — Er liebt sie ein wenig, vielleicht, und ist so zu ihr; aber so sehr ist das auch nicht! Jedenfalls — Miya, sowohl wie Kinu haben mir den Mann, mit dem ich doch eigentlich die Bekanntschaft gemacht hatte, kurzerhand weggeschnappt. Wenn ich nun einmal den Mann, mit dem Fuji bekannt geworden, liebe, dann kann ich eben auch nicht anders. Weder Miya noch Kinu hat sich bei mir groß entschuldigt; sie haben kurzen Prozeß gemacht. Wenn ich das gleiche Fuji gegenüber tue, so tue ich es eben. Die Frage, die eigentliche Frage kommt nur daher, daß man uns Schwestern nennt. Aber da helf' ein anderer!“ Und Aya beschloß, ihre ganze Kraft daran zu setzen, Suyama sich zu eigen zu machen.

Am Abend des Tees mit Tanz war Aya restlos glücklich. Sie tanzte zwar zwischenhinein fünf-, sechsmal mit anderen Herren; aber sonst zehn und mehr Tänze ausschließlich mit Suyama. „Jemand wie Sie hat großes Talent zum Vortänzer. Ja, mit Ihnen tanzt es sich schön. Das ist etwas anderes als bei denen, die immer da tanzen“. Aya schmiegte ihr Gesicht

an Suyamas Brust, sie lächelte das einschmeichelndste Lächeln.... Sie waren mehr als müde, als die Sache zu Ende war.

Draußen war es eine kalte Januarnacht ohne Wind. So kalt war die Nacht noch nie gewesen. Der kalte Nachthauch tat gut auf den brennend heißen Wangen. „Darf ich Ihnen den Vorschlag machen, zusammen zu speisen?“ sagte Suyama. „Danke“, sagte sie, „aber ich habe schon vordem Tee genossen und fühle mich auch nicht im geringsten hungrig. Ich würde lieber ein wenig gehen“. „Gut“, sagte er, „wollen wir in den Park gehen.“ „Ja“, sagte sie. Aya war europäisch gekleidet und es stand ihr recht gut; die ganze Figur, im Mantel mit Eichhornpelz, konnte für eine Japanerin in europäischem Kostüm nicht besser sein.

„Sie sind ganz vortrefflich gekleidet; wie alles fällt, ist so gut.“ „Wollen Sie mich nicht mit nach Paris nehmen?“ „Ha ha ha ha“, lachte Suyama vergnügt. Die beiden gingen nach Art der Ausländer Arm in Arm. Sie gingen dunkle Pfade, wo die großen Lampen nicht hinschienen.

„Ich habe noch nie einen Menschen, wie Sie kennen gelernt“, sagte Aya, „Sie sind ein herrlicher Mensch“. Sie atmete tief, er mochte es hören. „Ich danke Ihnen“, sagte er, „Sie sind der erste Mensch, der mir das sagt.“ Ihr war wie vordem, als es in ihrem Inneren hüpfte: sie wartete nur, daß er sie mit seinen starken Armen umfinge und sein Antlitz zu ihr neigte, daß sie ihn küsse. Aber er blieb, wie weit sie auch gingen, immer gleich. Ob sie ins Helle kamen, ob wieder in dunkle Wege, er blieb gleich. So kamen sie aus dem Park hinaus. —

Von da an telefonierte Aya etwa alle drei Tage ins Auswärtige Amt, und Suyama, sofern er nicht vordem eingegangene Verpflichtungen hatte, kam mit ihr zusammen. Aya sagte, wenn sie zusammen waren, Worte wie damals, als sie ihn einen herrlichen Menschen genannt; ja, sie sprach Worte, die noch viel mehr sagten. Suyama lächelte. Ein freundliches Lächeln. Aber seine Augen, die leicht Feuer nahmen, leuchteten auf.

Es war an einem Tag im März. Aya wurde zur Mutter gerufen. „Bist du mit einem Herrn Suyama bekannt?“ — „Ja, gewiß“, antwortete Aya, und vor Erwartung gingen die Wogen hoch in ihrer Brust. — „Ja“ sagte die Mutter „Fuji soll mit einem Herrn Suyama Hochzeit machen.“ — „Aber nein!“ Aya war es, als würde sie zu Boden geschlagen.

„Ja, dieser Herr Suyama scheint sehr tüchtig zu sein. Erst 32 Jahre alt, ist er schon Legationssekretär. Er hat mit Fuji schon, seitdem sie damals drei Jahre in die Mädchenschule ging, Briefe gewechselt. Das ist also doch, wie du es immer haben willst, eine Liebesheirat. Auch ich habe immer gesagt, daß solch eine das beste ist. Morgen will der Direktor des Nachrichtenbüros des Auswärtigen Amts, Herr Kobayashi, in aller Form kommen und die Vermittlung machen. Ich kann mir nichts Glücklicheres denken als das. Fuji hat vielleicht manches nicht, was andere haben; aber sie ist klug, und ihr künftiger Gatte weiß das und liebt sie.“

Wie eine Welle von Gram und Erbitterung überkam es Aya; ihr Körper wollte wanken; doch sie hielt an sich und wankte nicht. Sie schwieg.

„Du bist nun die letzte geworden“, sagte die Mutter. „Was Schicksal (en) ist, das ist eben Schicksal. Aber spät ist noch immer nicht zu spät. Wenn man erst vierundzwanzig ist...“ So war es nun gekommen. Schwester um Schwester, Hochzeit um Hochzeit war für Aya Bitternis gewesen.

Im April machten die beiden Hochzeit. Vor der Abreise nach Paris, wohin Suyama eiligst überzusiedeln hatte, machte er mit Fuji Besuch bei Aya. „Es war doch immer Ihr Wunsch, einmal im Leben Paris zu sehen. Kommen Sie doch unter allen Umständen! Fuji und ich werden Sie dort aufs beste bewillkommen“. Suyama sagte es mit unverändert fröhlich lebhafter Tonart. Aya biß die Zähne aufeinander. „Ich“, sagte sie dann, „habe jetzt nicht mehr die geringste Lust dazu. Herr Makimune Hakichô, der eben nach Japan zurückgekommen ist, sagt, Paris sei überhaupt nicht mehr das, was man so sagt.“ „Es gibt da eben wohl die verschiedensten Ansichten“, sagte Suyama leicht und gefällig. „Hört man Leute, die es sahen, so gibt es in Paris immer noch Gutes und Schönes genug.“ Danach ging Suyama geschickt auf ein anderes Thema über.

Es war ein Jahr, nachdem die drei Schwestern sich vermählt hatten. Aya war fünfundzwanzig geworden. Sie hatte noch keinen gefunden, der mit ihr eine Liebesheirat eingegangen wäre. In diesem Frühjahr kam Herr Kondô, ein ferner Anverwandter der Familie, Mitglied des Parlaments, um in regelrechter Form einen Heiratsvorschlag zu machen. Dieser Mann war schon einmal verheiratet gewesen: seine Gattin war früh gestorben; Kinder waren keine da. Er war 32 Jahre alt und war ein hoffnungsvoller junger Beamter im Innenministerium. Als Aya kurzweg mit einem Worte die Sache abweisen wollte, sagte die Mutter, Frau Fujikawa: „Liebes Kind! Du bist jetzt fünfundzwanzig, du sagst du möchtest lieben und geliebt sein, und ohne das ginge es nicht. Aber wie war es denn damit das vorige Jahr und auch das vorvorige? Was soll da einer dazu sagen! Ich will möglichst unparteiisch, möglichst unvoreingenommen die Sache ansehen. Es fehlt dir an nichts; du bist schön und bist, was eine junge Frau sein soll, und es muß ja jemanden geben, der dich lieb haben wird. Aber was soll man nur dazu sagen! Und wie war's bei Miya? Ein einziges Mal getroffen, und gleich war alles gut. Und bei Kinu war's nicht anders. Aber du verkehrst und verkehrst mit Leuten, und keiner nimmt dich. Ich denke nur so. Vielleicht liegt es an den Männern: Wenn sie gerade nur einmal rasch erblicken, können sie ja gar nicht das Ganze durchschauen; aber ein Sehnen und Verlangen führt sie weiter. Bei langem Verkehren aber, wo man schließlich alles weiß, verliert sich das Interesse. Vielleicht ist es etwa so. Vielleicht auch weil du so gradaus bist, sehen sie leicht durch dich durch, und dann kommt es so.“


In der Mutter Augen glänzte eine Träne des Mitleids mit Aya. Diese hörte die Worte mit niedergeschlagenem Blicke. Nach einer Weile hob sie das Haupt und sagte: „Mutter, ich heirate ihn.“

Sie sagte das, und wie überwältigt von etwas Anderem begann sie zu weinen.



**Diese Datei ist ein Anhang zur Webseite**  
**bohnerbiographie.zenwort.de**

Erstellt am 31. Mai 2018 von **Adi Meyerhofer**, München.

Der zugrundeliegende Text ist nach japanischem Urheberrecht gemeinfrei. Die vorliegende elektronische Bearbeitung wird unter den Bedingungen der *Creative Commons*-Lizenz  4.0, d. h. „Namensnennung“ und „Weitergabe unter gleichen Bedingungen“ zur Verfügung gestellt (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>).



<https://bohnerbiographie.zenwort.de>